

# Biografie Thomas Thielemann

## Kindheit 1947-1958

Ich wurde am 4. Oktober 1947 in Hamburg geboren.

Mein Großvater Friedrich Thielemann war Rechtsanwalt und fiel als Artillerist 1918 mit 31 Jahren im ersten Weltkrieg auf dem Schlachtfeld in Frankreich durch eine Granate. Kurz nach seinem Tod wurde mein Vater Fritz Thielemann geboren, der dann vaterlos bei seiner Mutter in Schwerin aufwuchs. Seine Mutter hatte neun Geschwister. Sie alle wuchsen auf dem Gut Groß Brütz in der Nähe von Schwerin auf. Meine Mutter stammte mütterlicherseits aus einer Rostocker Kapitänsfamilie. Ihr Vater stammte aus einfachen, ländlichen Verhältnissen und war Volksschullehrer.

Meine Eltern lernten sich im Sommer 1941 auf einer Hochzeitsfeier auf einem Landgut in Mecklenburg kennen. Die auf Fotos sichtbaren Hakenkreuzfahnen schmückten damals das Hochzeitsgelände. Mein Vater, von Beruf Architekt, wuchs in Schwerin und auf verschiedenen Gütern der Geschwister seiner Mutter auf.



Elternhaus meines Vaters Schwerin am Ziegelsee 20 (Foto nach 1933)

Ab Mai 1942 wurde er zum Kriegsdienst einberufen und dann in Russland als Obergefreiter bei der Luftüberwachung eingesetzt. Dass er dem NS-Regime nicht besonders kritisch gegenüberstand, geht aus seinen Feldpostbriefen an meine Mutter hervor, in denen er u.a. seine Absicht erwähnt, der SS beizutreten, wozu es kriegsbedingt jedoch nicht mehr kam. Einen Rassefragebogen für SS Mitglieder fand ich unausgefüllt unter seinen Nachlasspapieren. Die Bezugsperson in dieser Angelegenheit war der SS Obersturmbandführer A.J. Zachariassen, Hamburger Reeder der bis heute existierenden gleichnamigen Schifffahrtsgesellschaft.

Noch in der Festung Breslau im April 1945 schreibt mein Vater in einem Brief, „wir werden den Ivan besiegen“. Kurz darauf kam er in russische Gefangenschaft und kehrte nach 17 Monaten Ende September 1946 als unterernährter, kranker Mann nach Hamburg zurück. Zur reibungslosen sog. Entnazifizierung stellte ihm sein Nachbar folgendes Leumundszeugnis aus:

Ernst Finger  
Hamburg 21, Adolphstr 45

Hamburg, den 20.2.47.

Folgendes Leumundszugnis bin ich in der Lage  
Herrn Thielemann auszustellen:

Ich kenne Herrn Thielemann seit 1942 nicht nur aus meinem Kundenkreis sondern auch persönlich näher, zumal ich seit 1943 mit ihm im gleichen Hause wohne. Nach seiner Einberufung zur Wehrmacht habe ich anlässlich seiner Urlaubsaufenthalte jedesmal des öfteren Gelegenheit gehabt, wie auch früher schon bei unseren Unterhaltungen festzustellen, dass Herr Thielemann sich stets sehr scharf und abneigend gegen die Auswüchse des Nationalsozialismus ausgesprochen hat, so vor allem gegen die Judenverfolgung, die Behandlung in den Konzentrationslagern, sowie gegen das überhebliche Auftreten der deutschen Zivilverwaltung in den besetzten Ostgebieten, das Herr Thielemann aus eigener Anschauung während seines Einsatzes bei der Luftwaffe im Osten kennengelernt hat. Ich habe daher immerwieder den Eindruck gewonnen, dass Herr Thielemann sich auch früher keineswegs für die politischen Machenschaften des Nationalsozialismus hat bekennen können.

Mein Vater verstarb 1954 mit 36 Jahren an den Folgen einer Herzentzündung, die er sich in russischer Gefangenschaft zugezogen hatte.

Meine Mutter ging als junges Mädchen zum BDM und war während des Krieges als Haupthelferin der Wehrmacht längere Zeit in Dänemark stationiert. Sie schwärmte für Hitler und hatte sich, wie sie in einem Brief an meinen Vater schrieb, ihr „Zimmer in Dänemark mit einem Porträt des Führers über ihrem Bett gemütlich eingerichtet“.

Ich wuchs zusammen mit meinem Bruder in der elterlichen 5 Zimmer Wohnung im Stadtteil Hamburg Uhlenhorst auf. Aufgrund der Zwangswohnraumbewirtschaftung nach dem Krieg wurde in einem Zimmer ein Arbeiterhepaar untergebracht. Die beiden wurden in den folgenden Jahren zu Ersatzgroßeltern für mich. Mein Vater war sehr streng. Hin und wieder kam seine Reitpeitsche zum Einsatz, z.B., wenn wir unreifes Obst im Garten gegessen hatten. Gehorchen und Tischmanieren stand ganz oben auf der Liste seiner Erziehungsgrundsätze. Wir mussten Essen, was auf den Tisch kam.

Nach dem Krieg organisierte mein Vater häufiger Feste für Freunde und Verwandte in unserer Wohnung. Ich erinnere mich an ein Fest um das Jahr 1952. Dabei wurden alle sperrigen Möbel ausgelagert. Alle Räume wurden mit bemalten Papierfahnen zu einem Unterwasserszenario umgestaltet. Dann wurden mehrere Tage gefeiert. Mein Bruder und ich wurden solange bei Nachbarn untergebracht.

Meine Kindheit war geprägt durch das viele Spielen im Freien auf den Uhlenhorster Trümmerfeldern. Hier trafen wir uns tagsüber mit anderen Kindern aus der Nachbarschaft. Bei einem Nachbarkind gab es Miniaturfiguren ganzer Armeen von Soldaten und Geschützen aus dem 19. Jahrhundert, mit denen wir häufig stundenlang Schlachten führten. Obwohl meine Eltern während dieser Zeit nie über ihre Kriegserfahrungen und Erlebnisse sprachen, so bildeten doch die sichtbaren Trümmerlandschaften und die allgemeine Nachkriegsstimmung die Hintergrundfolie meiner frühen Kindheit.

1954 kam ich in die Grundschule Winterhuder Weg zusammen mit weiteren 36 Jungen. Hier fanden sich Kinder aus allen Schichten. Zu Weihnachten wurde jedes

Jahr Kleidung für die ärmeren Kinder gesammelt. Klassenausflüge wurden von den Eltern zweier reicher Mitschüler organisiert und bezahlt. Nach dem Tod meines Vaters musste meine Mutter für den Unterhalt sorgen. Meine Mutter arbeitete als Angestellte und war als Werbefachfrau für chemische Textilien tätig. Da sie zunehmend außerhalb von Hamburg auf Vortragsreisen unterwegs war, kam ich nach Beendigung der Grundschule 1958 in das ev. luth. Internat der Paul- Gerhardt-Schule in Dassel im Solling. Damit endete meine relativ unbeschwerte Kindheit.

### **Internatszeit 1958-1966**

Das Internat bestand aus drei Heimen für Jungen und einem Mädchenheim. Insgesamt ca. 150 Heimschüler. Dazu kamen ca. 200 externe Schüler.

Im Internat traf ich überwiegend auf verstörte und sichtbar kriegsversehrte Lehrer. Von Bein ab, Arm ab, Schulterdurchschuss, Ohr ab, waren wir nicht nur mit den körperlichen Folgen des Krieges, sondern ebenso mit den seelischen Traumata vieler Lehrer konfrontiert. Es herrschte ein hartes Pflicht- und Ordnungsregiment: Zu den Pflichten zählte pünktliches Aufstehen, Bett machen, Schuhe putzen, pünktliches Erscheinen zu den Mahlzeiten, jeweils vor den Mahlzeiten beten, nach dem Abendessen in die Aula zur Andacht, sonntags in den Gottesdienst im Dorf Dassel. Die Bezeichnung der Erzieher lehnte sich an militärische Abkürzungen an. (z.B.: Erzieher vom Dienst = EvD) Gegenüber Anordnungen und Vorgaben der Erzieher und Lehrer hatten wir zu gehorchen. Prügel durch Ohrfeigen waren bei einzelnen Vergehen an der Tagesordnung. Bei Verstößen gegen die Hausordnung wurden die jeweiligen Kandidaten nach dem Mittagessen im Speisesaal an den Pranger gestellt. Der EVD las laut vor, wer zur Strafe seine Freizeit beim Hausmeister in der Arbeitskolonne verbringen musste. Immerhin lernte ich auf diese Weise sehr viele praktische und handwerkliche Fähigkeiten, die mir in meinem späteren Leben zu Gute kamen.

Je älter wir wurden, umso mehr begannen wir, dieses äußerliche Zwangssystem schrittweise zu unterlaufen. Neben der Schule fingen wir an, unsere eigenen Interessen umzusetzen und bauten uns eine Nebenwelt auf. Eine Band wurde gegründet, die einen Raum erstritt, in dem sie nach der Schule jederzeit proben konnte. Ich spielte die Rhythmusgitarre. Wir bauten heimlich einen Radiosender (1km Reichweite). Damit sendeten wir abends von 20.00-21.00 Uhr regelmäßig Beat- und Jazzmusik. Am Wochenende seilten wir uns häufiger nachts mit einer Strickleiter aus dem ersten Stock ab, liefen über die Felder nach Dassel und trafen uns dort mit einem externen Mitschüler. Dann fuhren wir ohne Führerschein im VW Cabrio seines Großvaters über die Autobahn nach Göttingen. Ab der 11. Klasse hatte ich mir in Dassel mit einem anderen Heimschüler ein kleines Atelier unter dem Dach eines externen Mitschülers zum Malen eingerichtet.

Der Schulbetrieb war geprägt vom traditionellen Frontalunterricht. Der Stoff wurde uns über die Schulbücher und endloses, langweiliges Vortragen der Lehrer vermittelt. Einige Lehrer unterrichteten im Freistil ohne Buch, z.B. Erdkunde und Geschichte. Man musste alles mitschreiben, weil oft aus heiterem Himmel, je nach Laune, der Stoff abgefragt wurde.

Es gab für mich nur 3 Lehrer, die mir während meiner Schulzeit eigenständiges Denken und agieren beigebracht haben. Allerdings verließ ich die Schule ohne jegliche Kenntnis, in welchem widersprüchlichem Zustand sich unsere Gesellschaft befand. Der Geschichts- und Sozialkundeunterricht endete mit dem ersten Weltkrieg.

Der Deutschunterricht endete mit dem deutschen Idealismus und der Romantik. Mit der Vorstellung, dass wir uns in einer intakten heilen Welt befinden, kehrte ich im Herbst 1966 mit dem Abitur in der Tasche als idealistischer Schöngest zum Studium nach Hamburg zurück.

### **Studium 1966-1976 an der Hamburger Universität**

Ich begann im Wintersemester 1966/67 mit dem Fach Theologie, merkte aber bald, dass meine aus dem Internat mitgebrachten religionstheoretischen Fragestellungen im Klein-Klein der hebräischen Textexegese überhaupt nicht vorkamen. Ich wechselte daraufhin nach einem Monat die Fachrichtung und schrieb mich für die Fachrichtung Philosophie ein. Da das mitten im Semester war und ich noch gewisse Orientierungsschwierigkeiten an der Universität hatte, besuchte ich die allgemeine Ringvorlesung von Carl Friedrich von Weizsäcker „Einführung in die Philosophie Kants“. Aber auch das Philosophiestudium erschien mir nach kurzer Zeit zu kopflastig und zu abstrakt.

Schon in der Schule hatte ich, gefördert durch den Kunstlehrer, mein zeichnerisches und malerisches Potenzial entdeckt. Ich nahm deshalb meine Zeichenmappe, stellte mich bei Hans Thiemann (einem Bauhausschüler) in der freien Malklasse der Hochschule für bildende Künste vor und wurde von ihm ohne Aufnahmeprüfung angenommen. Hier fühlte ich mich frei und probierte mich sogleich mit verschiedenen Materialien aus. In der Malklasse freundete ich mich mit einem Mitschüler namens Holtkamp an. Der erzählte mir von den Sitzungen des SDS Hamburg und nahm mich hin und wieder am Samstag mit zum SDS Jour-Fix in den ersten Stock VMP 17 (heute über dem Abaton Kino). Ich hörte zunächst angeregt zu. Mir bisher unbekannte Themen wie Kolonialismus, Vietnamkrieg, Diktatur in Persien, Griechenland und Bolivien wurden unter dem Aspekt konkreter geplanter Aktionen besprochen. Diese Gespräche zeigten mir, wie wenig ich eigentlich über die gesellschaftlichen Zustände wusste und machten mich neugierig. Ich ging von da an regelmäßig zu den SDS Jour-Fix Sitzungen. In der damaligen Studentenkneipe „Cosinus“, in der sich die links intellektuellen Studenten trafen, lernte ich Renate Juszig, eine Studentin vom Otto-Suhr-Institut aus Berlin kennen. Ich verliebte mich sehr in sie, und als wir über Politik redeten, merkte sie, wie naiv ich über die politischen Verhältnisse in der BRD dachte. Sie hatte schon an Demonstrationen und Sit In's in Berlin teilgenommen und vermittelte mir ihre Empörung über die Polizeigewalt und die Repressionen gegen die Berliner Studenten. Sowohl der SDS-Jour-Fix als auch die politisch aufgeklärte Renate öffneten mir schrittweise die Augen und leisteten einen nicht unwesentlichen Schritt zu meiner linksradikalen Initiation.

Im Mai 1967 las ich eine Rede von Peter Schneider, die er in Berlin vor der Vollversammlung aller Fakultäten der Freien Universität gehalten hatte. Die Überschrift lautete: Wir haben Fehler gemacht. Diese Rede traf auf die in mir brodelnde Aufbruchsstimmung und veranlasste mich, im selben Stil eine Abrechnung mit den Lehrern meiner Internatszeit vorzunehmen.

Damals schrieb ich singgemäß an die Schülerzeitung:

„Ich habe Fehler gemacht, ich lege ein volles Geständnis ab: Wir sind als Schüler nachgiebig gewesen, wir sind anpassungsfähig gewesen, wir sind nicht radikal gewesen. Wir haben uns nicht gewehrt, als wir wegen ungeputzter Schuhe oder nicht gemachter Betten bestraft wurden. Wir haben die strenge Hausordnung im Internat akzeptiert ohne zu murren. Wir haben jeden Tag fromme Lieder gesungen obwohl wir lieber Beatles-songs gesungen hätten. Wir haben jeden Tag gebetet, obwohl wir nicht

wirklich an Gott glaubten. Wir haben gelacht, wenn der Erdkundelehrer uns zum x-ten Mal erzählte, wie ihm der Arm abgeschossen wurde, anstatt zu hinterfragen, warum er das immer noch als Heldentum betrachtete. Wir haben es hingenommen, als die Erzieher uns geprügelt haben, weil wir heimlich in der Aula spielten. Wir haben uns wieder hingesezt, als wir uns wieder hinsetzen durften. Wir haben Angst vor der Autorität unserer kriegsverletzten Lehrer gehabt, ohne aufzubegehren. Wir sind nicht weiter aufgefallen, Wir sind liebe Schüler gewesen...“

Die Veröffentlichung meines Beitrags in der Schülerzeitung löste einen ziemlichen Skandal in der Schule aus. Von einem Schüler erfuhr ich damals, die Lehrer hätten sich dermaßen angegriffen gefühlt, dass es Überlegungen gab, mir mein Abitur im Nachhinein zu entziehen. Für mich war es ein Befreiungsschlag und zugleich der Bruch mit all den in der Schule vermittelten Tugenden des Konformismus, des acht Jahre lang antrainierten unbedingten Gehorsams verbunden mit blinder Disziplin, untätiger Unauffälligkeit, unterwürfiger Höflichkeit, und Pflichtbewusstsein.

## **Der 2. Juni 1967 und die Folgen**

Am 2. Juni 1967 fand vor dem Pädagogischen Institut in Hamburg ein SDS Happening gegen den Besuch des Schahs von Persien mit Rudi Dutschke statt. Der Auftritt von Rudi mit seiner mitreißenden Rhetorik beeindruckte mich sehr. Am nächsten Tag saß ich mit einigen Freunden im „Cosinus“. Als es bereits dunkel wurde, rief jemand von draußen mit lauter Stimme: „Berittene Polizei knüppelt auf die gegen den Schah demonstrierenden Studenten ein.“ Innerhalb von Sekunden war das Cosinus leer, und wir rannten alle zum Dammtorbahnhof, um uns unter die Demonstranten zu mischen. Dort trafen wir auf die Reiterstaffel der Polizei, die bereits wahllos auf die Demonstranten einprügelte. Mitzuerleben, wie hier die Polizei auf wehrlose Menschen losging, erzeugte in mir eine ungeheure Wut und Empörung. Für mich stand von da ab fest: Die Genossen im SDS gehen mit ihren Analysen den Dingen auf den Grund und ihre Aktionen zeigen Wirkung. Unmittelbar nach den Schah-Unruhen trat ich dem SDS als Mitglied bei. Ich beendete mein kurzes Intermezzo an der Kunsthochschule HFBK und schrieb mich erneut an der Universität ein. Diesmal bei den Politologen. Nach dem 2. Juni 1967 folgte dann Aktion auf Aktion, Teach-in auf Teach-in, Vollversammlung auf Vollversammlung. Ich begann an einzelnen Schulungen des SDS teilzunehmen. Themen waren die Notstandsgesetze, der spürbare Polizeistaat, die willkürlichen Verhaftungen, der Vietnamkrieg, die Diktatur in Griechenland, die Anti-Springer Kampagne, der Sturz des Wissmann Denkmals und der Kolonialismus etc. Ich beteiligte mich an nahezu allen Diskussionen und Aktionen und wuchs so in die SDS Arbeit hinein.

Ein weiterer wichtiger Baustein meiner politischen Entwicklung war die Rektoratsfeier am 9. November 1967 im Audimax, bis heute bekannt durch den prägenden Spruch **“Unter den Talaren Muff von 1000 Jahren“**. Der Zugang zur Feier wurde von der Universitätsverwaltung kontrolliert. Man kam nur in den Saal, wenn man entsprechend gekleidet war und eine Einladungskarte vorzeigen konnte. Die hatten wir natürlich nicht. Also sammelten wir uns in einem Pulk von ca. 20 SDS Mitgliedern und stürmten auf ein verabredetes Zeichen gemeinsam an den Türstehern vorbei. Ich stand dann zusammen mit den Genossen Peter Martin und Eberhard Schmidt auf der oberen rechten Empore. Wir konnten von oben sehen, wie Hinnerk Behlmer und Detlev Albers sich mit dem Transparent **“Unter den Talaren Muff von 1000 Jahren“** vor die einrückenden Ordinarien stellten. Die wussten zu diesem Zeitpunkt noch nicht, was auf dem Transparent stand. Erst als Behlmer und Albers auf der Bühne standen, merkten sie, wie ihnen mitgespielt wurde. Rektor Ehrlicher hielt seine

Inaugurationsrede und wurde von uns immer wieder mit Zwischenrufen unterbrochen. „Ehrlicher wird immer entbehrlicher“. Wir warfen vorbereitete Flugblätter von der Empore. Luftballons flogen durch den Saal. Irgendwann zogen die Professoren empört aus dem Saal und die Veranstaltung wurde zu einem „Teach in“ zur Hochschulreform umfunktioniert. Die Macht der in antiquierten Kostümen auftretenden Eminenzen war auf diese Weise lächerlich gemacht worden und ihre zur Schau getragene Autorität war dahin. In dieser Aktion zeigte sich aber auch unsere Lust am Tabubruch gegen die bis dahin unhinterfragten, erstarrten, privaten und gesellschaftlichen Konventionen. Fünf Tage nach der Rektoratsfeier begannen wir das Schweigen unserer Vätergeneration über ihre Nazi-Vergangenheit und über deren Verbrechen im Faschismus aufzuarbeiten.<sup>1</sup>

Eine weitere für mich wichtige Erfahrung war die Podiumsdiskussion im Audimax mit Rudi Dutschke, Rudolf Augstein, Jens Litten, Ralf Dahrendorf und Harry Ristock am 24. November 1967:

Rudi Dutschke formulierte damals sozusagen das Grundgerüst für meine weiteren politischen Aktivitäten:

*„Revolution ist nicht ein kurzer Akt, wo mal irgendwas geschieht und dann ist alles anders. Revolution ist ein langer und komplizierter Prozess, wo der Mensch anders werden muss. Wir haben vor zwei Jahren in kleinen esoterischen Zirkeln geglaubt, wir haben den Weltgeist für uns gemietet. Heute sind es tausende, eine Minorität in der Tat. Aber der Prozess der Veränderung geht über diesen Weg, des, wie ich es Mal genannt habe, des langen Marsches durch die bestehenden Institutionen, in denen durch Aufklärung, -systematische Aufklärung – und direkten Aktionen Bewusstwerdung bei weiteren Minderheiten in und außerhalb der Universität, in Schulen, Berufsschulen auch in Ingenieurschulen, in technischen Universitäten und schließlich in Betrieben, grad wo Arbeiter um ihre Arbeitsplätze bangen, (stattfindet). Dieser Prozess hat begonnen und das ist eine langfristige Geschichte, die jetzt gerade erst von uns in Gang gesetzt wurde; aber schon darauf hindeutet, dass wir nicht allein bleiben.“<sup>2</sup>*

Weitere Marksteine meiner Entwicklung waren die Diskussionen im Republikanischen Club, die Gründung der Kritischen Universität, die Auseinandersetzung um die braune Vergangenheit einzelner Professoren, Aufklärungsaktionen gegen die Springerpresse und im Februar 1968 der Vietnamkongress in Berlin.



Demonstrationsaufruf zum Vietnamkongress

Zur Vorbereitung hatte ich das Buch „Vietnam, Genesis eines Konflikts“ von Jürgen Horlemann und Peter Gäng gelesen. Zwei inzwischen historisch ikonografische

<sup>1</sup> Bereits am 17.11.67 beschloss die studentische VV ein Weißbuch zur Professorenmoral der Nazi-Zeit [[pdf](#)]

<sup>2</sup> Filmlink zur Podiumsdiskussion: [https://www.youtube.com/watch?v=ON\\_uqhAkPnl](https://www.youtube.com/watch?v=ON_uqhAkPnl)

Fotos des Vietnamkrieges, die Erschießung von Nguyen Van Lem durch General Nguyen Ngoc Loan und das Bild vom Massaker aus My Lai, bei der die neunjährige Kim Phuc einen südvietnamesischen Napalm-Angriff schwer verletzt überlebt hatte, hinterließen bei mir Empörung und Wut über die in Deutschland bis dahin gepriesenen amerikanischen „Befreier“ vom Nazifaschismus.

Beide Bilder finden sich im Netz<sup>3</sup>

Zum Vietnamkongress hatte der SDS Hamburg mehrere Busse angemietet. Als wir den Grenzübergang Helmstedt passierten, ließen wir unsere mitgeführten roten Fahnen aus den Fenstern der Busse wehen, sehr zum Erstaunen der DDR-Grenzer, die uns ohne lange Kontrollen passieren ließen. Der Kongress mit seinen vielen internationalen Teilnehmern, das Auftreten von GI's, die den Kriegsdienst in Vietnam verweigerten und die Durchsetzung der großen Vietnamdemo am zweiten Tag des Kongresses erweckten in mir das euphorische Gefühl, den globalen Zeitgeist auf meiner Seite zu haben und Teil einer internationalen Bewegung gegen Ausbeutung und Unterdrückung zu sein. Von heute aus betrachtet, rebellierte ich damals aus moralischer Empörung, untermauert mit kritischen Theorien gegen Kolonialismus und einen brutalen, menschenverachtenden US-Imperialismus. Rudi Dutschke sprach auf dem Vietnam-Kongress von „globaler Opposition“.<sup>4</sup>

### **Osterunruhen 1968**

Zwei Monate nach dem Vietnamkongress wurde Rudi Dutschke am 11. April 1968 auf offener Straße angeschossen. Die permanente Saat der Hetze des Axel Springer Verlages gegen die Studentenbewegung war aufgegangen. Ich war zu der Zeit im Osterurlaub bei meiner Mutter in Leverkusen und verfolgte die Reaktionen auf das Attentat im Fernsehen. Als bekannt wurde, dass auf das Attentat überall in Deutschland mit Blockaden vor den die Springerfilialen reagiert wurde, war für mich sofort klar, dass ich zum nächstmöglichen Ort, in diesem Fall nach Essen fuhr, um dort an der Blockade der Auslieferung der Springer Zeitungen teilzunehmen. Wir blockierten die Auslieferung, indem wir spontan mit ca. 50 Demonstranten eine lange Eisenbahnschwelle aus der Umgebung heranschafften und sie quer über die Straße legten. Außerdem schleppten wir einen in der Nähe abgestellten alten Anhänger eines Tanklasters herbei, den wir hinter der Eisenbahnschwelle postierten. So war diese Barrikade nur mit schwerem Gerät zu räumen. Ich kannte in dieser Situation niemanden und trotzdem hielten wir alle bis spät in die Nacht zusammen und stellten uns den Durchbruchversuchen der Polizei in geschlossenen Reihen hinter der Barrikade entgegen.

Nach den Erfahrungen, dass die Blockaden gegen das Springerimperium zwar zur Mobilisierung vieler Studenten, Schüler, Lehrlinge und auch Arbeiter beitrugen, wurde jedoch auch sichtbar, dass wir einer doch unüberwindbaren, geballten Macht von Staat und Polizei gegenüberstanden. Das ursprünglich vom SDS geplante Tribunal gegen Springer fand nicht statt, nachdem auf der Auftaktveranstaltung in

---

<sup>3</sup> <https://www.welt.de/politik/article1618993/Ein-ganzer-Krieg-auf-einer-einzigen-Fotografie.html>

<https://www.geo.de/magazine/geo-epoche/18555-rtkl-vietnamkrieg-warum-das-massaker-von-my-lai-so-grausam-war>

<sup>4</sup> Rede von Dutschke auf dem Vietnamkongress: <https://www.google.com/search?client=firefox-b-d&q=dutschke+jede+revolution+muss+heute+notwendigerweise+global+sein>

Berlin ein Film über die Herstellung von Molotowcocktails gezeigt worden war. Viele Referenten wie Alexander Mitscherlich und Jürgen Habermas sagten daraufhin ihre Teilnahme ab. Etwas ernüchtert stellten wir damals fest: Unsere Parole „Enteignet Springer, den faschistoiden Zeitungszaren“ ließ sich trotz aller Aufklärung und Blockaden nicht umsetzen. So konzentrierten wir uns auf das nächste anstehende Thema, die Notstandsgesetze. Die Aktionen gegen die Notstandsgesetze wurden auf vielfältige Weise durchgeführt. Infostände, Demonstrationen, Happenings, Teach In's. Ich selbst hatte völlig vergessen, dass ich an einem Happening des SDS gegen die Notstandsgesetze teilgenommen hatte. Erst beim Schreiben dieser Biografie erinnerte mich ein entsprechendes Foto daran.



T.T. mit Helm und schwarzem Rollkragenpullover Mitte Foto: G. Zint

Eine genaue Ablaufbeschreibung unseres damaligen Happenings findet sich auf unserer SDS Website<sup>5</sup>

Nach zunächst wachsender Teilnehmerzahl an den Demonstrationen gegen die Notstandsgesetze und unserem Glauben daran, durch Massenaktionen diese Gesetze kippen zu können, stellte sich nach dem Marsch auf Bonn mit ca. 70.000 Teilnehmern erneut eine gewisse Ernüchterung ein. Das Ziel, die Gesetze zu verhindern, konnte nicht erreicht werden.

### **Erste Kontakte zu Arbeitern**

Die Auseinandersetzung um die Notstandsgesetze verlief zeitgleich mit den ersten Kontakten des SDS in die Hamburger Arbeiterschaft. Als es Ende Februar 1968 zu Auseinandersetzungen bei der Schließung der Hamburger Kranfirma Kampnagel kam, versuchten wir mit Flugblättern und einer Versammlung in einer Barmbeker Kneipe mit den Arbeitern ins Gespräch zu kommen. Die Springerpresse stellte das als kommunistische Einmischung von außen dar. Wir mussten dabei die Erfahrung machen, dass sich die Interessenvertretung fest in der Hand der Sozialdemokraten und der Gewerkschaftsbürokratie befand. Zwar zeigten wir in einer Analyse auf, „dass die Auftragslage eine Schließung der Firma überhaupt nicht rechtfertigte. Nur Streikaktionen, Vollversammlungen und die Organisierung von Solidaritätsstreiks anderer Betriebe könnten die Schließung verhindern.“<sup>6</sup> Allerdings konnte unsere Agitation nicht die von uns beabsichtigte Wirkung entfalten. Bei dieser Aktion stellte

---

<sup>5</sup> <https://sds-apo68hh.de/fotos-zu-antinotstands-demos-und-happenings/>

<sup>6</sup> *Der Fall Kampnagel*, Kampnagel Betriebszeitung, Nr.1, Hamburg: 03.1968. [[pdf](#)]

ich erstmals fest, welche Hürden sich auftaten, um Solidarität und Widerstand außerhalb der Studentenbewegung zu erreichen.

### **Sommer 1968 in Rom: Teilnahme an einer Vietnamaktion**

Im Sommer 1968 fuhr ich mit meiner Freundin Angelika nach Rom. Mich zog es in die Universität, die zu diesem Zeitpunkt gerade von den Studenten besetzt war. Der Campus glich einem Zeltlager, überall traf ich auf kleinere diskutierende Gruppen. Die besetzte Universität war übersät mit Wandzeitungen. Ich traf auf eine vibrierende, energiegeladene Atmosphäre, die von dem Wunsch nach Aufbruch und Systemänderung getragen war. Da ich durch frühere Ferienaufenthalte in Italien gut italienisch sprach, lernte ich schnell einige Studenten des „Movimento Studentesco“ kennen. Sie bereiteten gerade eine Demonstration gegen den Vietnamkrieg vor. Da ihnen Rudi Dutschke und der SDS bekannt waren und sie mitbekamen, dass ich SDS Mitglied war, baten sie mich, über unsere Aktionen in Hamburg zu berichten und einen Solidaritätsbeitrag zur Mobilisierung der Studenten in der Aula zu halten. In Hamburg hatte ich zuvor noch nie auf größeren Versammlungen gesprochen, (da gab es die einschlägigen, rhetorisch brillanteren SDS'ler, denen ich nicht das Wasser reichen konnte). Hier ergab sich für mich eine Gelegenheit, etwas von unseren Demonstrationserfahrungen und geplanten Aktionen weiterzugeben. Als meine Rede entworfen war und wir nach dem Mittagessen wieder auf das Unigelände wollten, war die Uni rings um die Zäune und Eingänge mit Polizei umstellt. Da ich so nicht mehr hineinkam, brachten mich die Genossen zum Haus eines linken Professors für Architektur. Dort wurde ich in den Kofferraum seines Wagens verfrachtet und auf diese Weise in die Uni geschleust. Für mich war es das erste Mal, vor einer großen Menschenmenge zu sprechen und der Beifall am Ende meiner Rede beflügelte mich. Bei der anschließenden Demonstration durch die Innenstadt von Rom bezog ich meine ersten Prügel von den überhaupt nicht zimperlichen römischen Polizeieinheiten. Aus diesen ersten Kontakten zur Studentenbewegung entwickelten sich später Freundschaften, die sich bis heute erhalten haben.



1968 in Rom

### **Basisgruppenarbeit**

Als mit der dritten Lesung die Notstandsgesetze im Bundestag endgültig verabschiedet wurden, ebten die Streiks und Demonstrationen ab. Im weiteren Verlauf konzentrierte sich die Studentenbewegung mehr auf Fragen der Hochschulreform und auf die Überwindung der überkommenen Machtstrukturen der Ordinarienuniversität. Der Gedanke der Kritischen Universität pflanzte sich in der Seminararbeit fort. Bei den Politologen brachte ich zusammen mit anderen Studenten in einem Seminar des erzkonservativen Professors H. P. Schwarz gegen seinen Widerstand das Thema „Lenins Imperialismustheorie“ ein. Wir bildeten im

Seminar eine Gruppe, die das Ergebnis unserer Seminararbeit als Kollektivarbeit vorstellte. Kollektive Gruppenarbeit war bis dahin in der Seminararbeit nicht vorgesehen. Dass ein Kollektiv seine Arbeit in einem gemeinsamen Papier erstellte, war für Schwarz ebenso wie das Thema eine Provokation. Er bestand auf individuellen Leistungsnachweisen und versuchte am Ende des Seminars dem Kollektiv die Seminarbescheinigungen zu verweigern. Erst durch den Druck der Fachschaft und die studentische Öffentlichkeit konnten wir durchsetzen, dass wir unsere Scheine bekamen.

Nachdem 1969 verschiedene Institutsbesetzungen zur Durchsetzung einer radikalen Hochschulreform durch massive Polizeieinsätze aufgelöst wurden, und der SDS seine organisierende und führende Rolle zunehmend verlor, fanden wir uns in Basisgruppen und Wohngemeinschaften zusammen. Ich arbeitete in der Basisgruppe Soziologie/Politik (Soz-Pol.) mit. Allein die auf den universitären Horizont beschränkten Auseinandersetzungen und auch unsere theoretischen Analysen konnten unsere Ziele nach einer grundlegenden Systemveränderung nicht einlösen. Unsere Fragestellung konzentrierte sich auf die Suche nach dem potenziellen revolutionären Subjekt. Im Rahmen meines Politologiestudiums hatte ich 1969 eine Arbeit über die Septemberstreiks angefertigt. Durch die inhaltliche Auseinandersetzung mit diesem Thema wurde für mich immer klarer: wirklich grundlegende gesellschaftliche Veränderungen könnten wir als Studenten nur gemeinsam mit breiten Schichten der Bevölkerung herbeiführen. Der SDS erwies sich gegenüber dieser spontanen Streikbewegung eher als hilflos.

Selbstkritisch merkte der Bundesvorstand dazu an: *„Dass der SDS von der Welle wilder Streiks vollständig überrascht war und unfähig zu irgendwelcher wirklicher Unterstützung der kämpfenden Arbeiter, ist zweifellos das gravierendste Indiz für die Gefahr, dass der Verband seine revolutionären Aufgaben nicht mehr erfüllen kann.“*<sup>7</sup>

Der Versuch in der sog. Zelle Produktion (ZP), die aus Mitgliedern der verschiedenen universitären Basisgruppen (Phil, Psych, Jura, Medizin, Wiso, Soz-Pol.) bestand, eine tragfähige Bestandsaufnahme zur Lage der „Arbeiterklasse“ in der BRD zu erarbeiten, scheiterte an zu unterschiedlichen Interessenlagen und vielfach dogmatischen Herangehensweisen ihrer Mitglieder. Als Mitte 1970 aus der Zelle Produktion der Kommunistische Hochschulbund hervorging, beendete ich meine Mitarbeit in der ZP. Auf einer der ersten Sitzungen im KHB sollte jeder von uns in einer Reihum-Befragung darlegen, wieviel Zeit pro Tag er der Organisation zur Verfügung stellen wollte. Nachdem vor mir Einzelne mitgeteilt hatten, sie würden bis zu 12 Stunden und länger einbringen, war für mich klar, dass ich in einer solchen Organisation keinen Platz finden würde.

## **Kapital-Schulung**

Während nach dem Ende der Zelle Produktion viele meiner damaligen Mitstreiter ihr Heil in dogmatischen ML-Partei Gründungen suchten, hatte ich das Bedürfnis mein Wissen über die gesellschaftlichen Zusammenhänge zu vertiefen. Ich war auf der

---

<sup>7</sup> Siehe unter Dokumente auf der SDS Webseite [\[pdf\]](#) →

Suche nach den Strukturen und ökonomischen Kräften, die hinter der wahrgenommenen Oberfläche gesellschaftlicher und politischer Prozesse standen und begann das übrigens bis heute lesenswerte Buch von Rudi Dutschke „Ausgewählte und kommentierte Bibliographie des revolutionären Sozialismus von Karl Marx bis in die Gegenwart“ zu lesen.<sup>8</sup> Parallel dazu nahm ich an einer der vielen Kapital-Schulungsgruppen teil. Das damals für mich aufschlussreichste Kapitel bezog sich auf die Marxsche Darstellung der sog. Ursprünglichen Akkumulation. Es wurde mir klar, dass der Kapitalismus seinen Anfang schon im 16. Jahrhundert mit Methoden begann, die Gewalt und brutale Unterdrückung gegen die feudale Landbevölkerung in sich trugen. Marx schrieb dazu:

*„Die Geschichte dieser ihrer Expropriation ist in die Annalen der Menschheit eingeschrieben mit Zügen von Blut und Feuer.“<sup>9</sup>*

Übertragen auf die Verfasstheit des fortgeschrittenen Kapitalismus zog sich für mich diese Spur der Gewalt und Unterdrückung wie ein roter Faden bis in die Gegenwart durch. Außerdem gab mir die Erkenntnis des historisch bedingten Anfangs kapitalistischer Produktion die Zuversicht, dass dieses System daher auch sein, wenn auch noch nicht absehbares Ende in sich trug.

### **Gewerkschaftliche Bildungsarbeit mit Dokumentarfilmen**

Auf der Suche nach einem Betätigungsfeld, in dem ich meine bisher gewonnenen Erfahrungen und politischen Ideen weiter umsetzen konnte, lernte ich die Szene der Hamburger Filmmacher Kooperative in der Brüderstraße kennen. 1971 stieß ich zusammen mit Christian Lehmann, den ich seit 1968 im Zusammenhang mit einem Filmprojekt kannte, auf Alfred Hilsberg. Alfred hatte sich gerade mit der Hamburger Filmmacher-Cooperative zerstritten und war dabei, mit politischen Dokumentarfilmen aus der Filmmacher-Cooperative die „Sozialistische Film-Coop“ zu gründen. Zunächst diskutierten wir noch, welcher Organisation aus dem inzwischen bunten Spektrum linker Parteien und Gruppen wir uns anschließen wollten. Nach einigen Diskussionen entschieden wir uns pragmatisch: Wir entwarfen ein Konzept für Zielgruppen, denen wir die linken Filme vorführten, die Hilsberg mitgebracht hatte.<sup>10</sup> Unsere Zielgruppen waren Lehrlinge, Jugendzentren, gewerkschaftlich organisierte Arbeiter. Wenn möglich, fuhr jeweils einer von uns aus der Coop mit zu den Vorführungen und leitete die an den Film anschließende Diskussion.

Im Jahr 1972 trafen wir auf der Hamburger Filmschau auf Gustav Lamche, (genannt Schlacke) von der Gruppe Cinema Action. Schlacke hatte einen Solidaritätsfilm über die Betriebsbesetzung der Glasgower Werft Upper Clyde Shipbuilders<sup>11</sup> vorgeführt. Er stieß sich allerdings an dem cineastischen Publikum. Er war der Meinung, der Film müsste Hamburger Werftarbeitern gezeigt werden. So bestellte er ein Taxi, fragte uns nach einem Projektor und fuhr mit uns durch den Elbtunnel zu Blohm und

---

<sup>8</sup> [http://www.infoladen-wiesbaden.de/index.php?option=com\\_docman&task=cat\\_view&gid=71&Itemid=79&lang=de](http://www.infoladen-wiesbaden.de/index.php?option=com_docman&task=cat_view&gid=71&Itemid=79&lang=de)

<sup>9</sup> Karl Marx, "Das Kapital", Bd. I, Siebenter Abschnitt, Band 23, S. 743 Dietz Verlag, Berlin/DDR 1968)

<sup>10</sup> Eine Liste der damaligen Filme findet sich unter <http://www.db.dokumentarfilmgeschichte.de/detail.php?typ=firma&id=8337>

<sup>11</sup> Ausschnitte aus Upper Clyde Shipbuilders unter <https://www.youtube.com/watch?v=nySVWaneP7Q>

Voss. Vorm Tor angekommen, ging er alleine rein und winkte uns nach 10 Minuten durch. Er hatte spontan eine Vorführung vor den anwesenden Betriebsräten organisiert. Diese waren von dem Film sehr angetan und stellten uns eine weitere Vorführung vor den Vertrauensleuten der Werft in Aussicht. Diese spontane Vorgehensweise beeindruckte mich damals sehr und weckte in mir den Wunsch selber Filme dieser Art zu machen.

Ende 1973 kam es zu Auseinandersetzungen über die weitere Ausrichtung der Filmarbeit im inzwischen umbenannten „Zentralfilmverleih“. Christian wollte die Verleiharbeit durch immer mehr Filme ausdehnen, während ich selber Filme drehen wollte. Ich hatte die Vorstellung, Netzwerke in den Betrieben zu entwickeln und in dem Moment, wo es zu betrieblichen Konflikten kam, diese filmisch zu dokumentieren. Als wir uns darüber nicht mehr einigen konnten, nahm ich kurzentschlossen einige Filme (u.a. englische Filme von Cinema Action über die Streiks der Werft-, Hafen-, und Bergarbeiter und den französischen Film über die Besetzung der Uhrenfabrik Lip) mit und beendete meine Mitarbeit im Verleih. Anschließend ging ich mit einer Liste dieser Filme ins Gewerkschaftshaus und klapperte stockwerksweise die Einzelgewerkschaften ab, ob sie nicht Interesse an solchen Filmen für ihre Bildungsarbeit hätten. Davon wollte niemand etwas wissen außer Siggie Hahn, Bildungssekretär der IG Metall im obersten Stockwerk. Er begeisterte sich für die Idee, endlich auch an den Abenden, an denen meistens nur der Alkoholgenuss der Kollegen im Vordergrund stand, etwas anbieten zu können. Das könnte die Kollegen zur Diskussion anregen. Da der erste Versuch mit dem Upper Clyde Film gleich großen Zuspruch fand, – es wurde nach dem Film Geld zur Unterstützung des Kampfes der schottischen Werftarbeiter gesammelt – wurden weitere Vorführungen vereinbart. (Der Einsatz dieses Films auf den IGM Bildungsseminaren machte die bis dahin unbekannte Streikform der Betriebsbesetzung unter den Betriebsräten und Vertrauensleuten bekannt und trug mit dazu bei, dass die KollegInnen der HDW Werft 1983 diese Kampfform erstmalig anwendeten.) Nach kurzer Zeit wurde ich begehrter Filmreferent für nahezu alle IGM Bildungsseminare im Hamburger Raum. Da ich bis dahin kein Gewerkschaftsmitglied war, sorgte Siggie Hahn kurzerhand dafür, indem er mein Verhältnis zur Metallindustrie an dem Projektor aus Metall dingfest machte und nahm mich als Mitglied der IGM auf.

### **Gründung einer Filmgruppe**

Nachdem ich über die Filmvorführungen auf den Bildungsseminaren der IGM ein kleines betriebliches Netzwerk entwickelt hatte, gründete ich zusammen mit zwei Studenten die Gruppe „Filme der Arbeiterbewegung“. Da wir wenig Geld hatten (wir waren alle noch im Studentenstatus) bekamen wir durch glückliche Umstände das Angebot, die komplette Filmausrüstung des Arbeitskreises Film und Fernsehen der Universität Hamburg zu erwerben. Auf diese Weise hatten wir nun die Möglichkeit, alles, was zum Filmen gehörte, selber zu machen. Zusätzlich bekamen wir Unterstützung von Gerd Roscher aus der Filmklasse der HfbK, der uns 16mm Filmmaterial abzwigte, und der NDR unterstützte uns großzügig mit technischem Equipment. Wir produzierten einen ersten Film über den Klavierbauerstreik der Firma Steinway.<sup>12</sup> Es folgten immer wieder Filmaufnahmen bei Demonstrationen. Ein längerer Film schloss sich an, als 1976 die Maschinenbaufirma „Heidenreich und Harbeck“ geschlossen werden sollte. Wir waren inzwischen gut mit einzelnen

---

<sup>12</sup> <https://www.zeit.de/1974/51/hamburgs-feinste-holzfabrik/komplettansicht>

Kollegen im Kontakt, und es gelang uns sogar, getarnt als Filmstudenten, im Betrieb einige Interviews mit Kollegen am Arbeitsplatz zu filmen. Der Film wurde noch während des Kampfes der Heidenreich KollegInnen zu Solidaritätsveranstaltungen eingesetzt.<sup>13</sup> Nach einigen Widerständen, setzte die Vertreterversammlung der IGM schließlich durch, dass am Ende der IGM Vorstand den Film finanzierte. Der Film war in gewisser Weise ein Lehrstück zum Thema Betriebsschließung. Die sozialpartnerschaftliche Einstellung der Gewerkschaftsführung und einzelner Betriebsräte hatte nicht wirklich das Ziel, für den Fortbestand aller Arbeitsplätze zu kämpfen. Da, wo die KollegInnen mehr als nur Dampf auf Demonstrationen ablassen wollten und zum Streik bereit waren, lenkten die Funktionäre diese Energien sogleich in die Bahn von Sozialplanverhandlungen mit entsprechenden Abfindungen. Damit war nach kurzer Zeit die solidarische Einheit der Belegschaft und der aufkeimenden Solidaritätsbewegung anderer Betriebe gebrochen. Der Film endete mit der These: Der Sozialplan ist keine Lösung. Es müssen betriebsübergreifende Kampfformen her. Der Film wurde anschließend fester Bestandteil der IG-Metall Bildungsarbeit in Hamburg.

Durch meine Arbeit mit Film lernte ich verschiedene Genossen der Gruppe Arbeiterpolitik kennen. Auch dort gab es einen Jour-Fix, an dem ich zeitweise teilnahm. Ganz wichtig war dabei für mich die Begegnung mit Jupp Bergmann<sup>14</sup>, der bereits in der Weimarer Zeit und während des Nazifaschismus als Mitglied der KPD- Opposition viele Erfahrungen in den damaligen Klassenkämpfen gemacht hatte. Ich schätzte ihn sehr als Gesprächspartner. Was ich bisher nur aus Büchern über die Zeit vor dem zweiten Weltkrieg wusste, verkörperte er lebendig mit seinen Erfahrungen und seinem Wissen. Von ihm habe ich gelernt, Situationen realistisch nach den jeweiligen Kräfteverhältnissen einzuschätzen, was mir in meiner späteren Arbeit im Verlag als Betriebsrat und gewerkschaftlicher Vertrauensmann zugute kam.

Die mit dokumentarischen Filmen entwickelte gewerkschaftliche Bildungsarbeit entsprach zwar damals meinen politischen Überzeugungen, konnte mir jedoch auf Dauer keine Existenzgrundlage sichern. Ich befand mich 1976 bereits im 20. Studiensemester und beschloss daher, mein Studium mit einem pädagogischen Staatsexamen im Schnellverfahren im Früherbst 1976 zu beenden. Danach zeigte sich allerdings, dass die Aussichten auf einen Referendariats Platz mit längerer Wartezeit verbunden waren.

### **Meine Jahre im Verlag Gruner und Jahr**

Auf einer Demonstration traf ich einen ehemaligen Studienkollegen, der im Zeitschriftenverlag Gruner und Jahr Verlag (GuJ) arbeitete. Er teilte mir mit, dass die GuJ Dokumentation auf elektronische Technik umgestellt werde und dort Leute mit guten Studienabschlüssen gesucht würden. Ich bewarb mich daraufhin und erhielt eine Woche später meinen Arbeitsvertrag als Dokumentar. Im Gruner und Jahr Verlag traf ich zu meiner Freude auf einige bekannte Gesichter aus der Studentenbewegung. In der Dokumentation wurde ich vor meiner Einstellung von der Gruppe der Kolleginnen und Kollegen, mit denen ich zusammenarbeiten sollte, befragt. Ich musste über mein Studium, meine Teambereitschaft und auch über meine Gewerkschaftszugehörigkeit Auskunft geben. Wie sich herausstellte, war die

---

<sup>13</sup> <https://de.labournet.tv/video/5956/heidenreich-und-harbeck>

<sup>14</sup> [https://de.wikipedia.org/wiki/Josef\\_Bergmann\\_\(Gewerkschafter\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Josef_Bergmann_(Gewerkschafter)) und Nachruf TAZ: <https://taz.de/l639871/>

Dokumentation nahezu 100 Prozent gewerkschaftlich organisiert, ganz im Gegensatz zum Rest der damals ca.1500 Angestellten im Verlag. (Der gewerkschaftliche Organisationsgrad der Belegschaft lag während meiner Verlagszeit immer zwischen 10-20%) Wie ich bald mitbekam, hatte die Dokumentation den Ruf einer „rote Zelle“. Die Dokumentation hatte zu diesem Zeitpunkt ein Mitbestimmungssystem, nachdem jede/er Neue in der Abteilung nur durch die Zustimmung der Gruppe eingestellt werden konnte. Die Personalabteilung und der Dokumentationschef akzeptierten das. Weiterhin galt ein System rotierender Gruppenleiter: Jeweils eine/er aus einer Gruppe wurde für ein Jahr zur GruppenleiterIn ernannt. In dieser Funktion mussten Urlaubspläne, Verwaltungsaufgaben und Konferenzen durchgeführt werden. Dafür gab es eine Funktionszulage von 500 DM. Danach ging zurück in die Gruppe und die Zulage entfiel wieder. Dieses basisorientierte Mitbestimmungsmodell konnten wir 10 Jahre lang halten. Mit der Einführung neuer Managementmethoden wurde es 1986 gegen unseren Widerstand (3 Monate Dienst nach Vorschrift) abgeschafft. Es wurden feste Gruppenleiter installiert und die Strukturen der Dokumentation wurden den existierenden Verlagshierarchien angepasst.

Für Verlagsangestellte galt ein mit der IG-Druck und Papier ausgehandelter Lohn und Manteltarifvertrag. Da der Verlag zu der Zeit boomte, wurde fast jeder im Verlag über lange Zeit übertariflich bezahlt.

Der Übergang vom Studentenstatus in ein betriebliches Angestelltenverhältnis fiel mir relativ leicht, da ich durch die vielen Kontakte und Gespräche mit Arbeitern und Angestellten während meiner Arbeit mit Dokumentarfilmen schon vieles über Betriebsräte, Arbeitsrecht, Vertrauensleutarbeit und Gewerkschaften wusste.

Ich trat nach kurzer Zeit in die GuJ Betriebsgruppe der IG-Druck und Papier ein. Zu Beginn meines Arbeitsverhältnisses fand gerade der technologische Umwälzungsprozess der Druckindustrie statt. Seit den 1950er Jahren setzte im Druckgewerbe der Übergang von analogen Techniken zu zunehmend digitalisierten Produktionsformen ein. Da die Satztechnik bei GuJ im Verlagshaus durchgeführt wurde, hatten wir Kontakt zu den Setzern. Auf Betriebsversammlungen des Verlages sprachen häufiger die Betriebsräte der Setzer über die anstehenden Probleme. Die Geschäftsleitung hatte ein Texterfassungssystem mit Bildschirmterminals angeschafft, ohne den Betriebsrat darüber vorher zu informieren. Der Betriebsrat zwang die Geschäftsleitung dann über das Landesarbeitsgericht, dieses Informationsdefizit nachzuholen. Die Setzer erkämpften in der Folgezeit mit Warnstreiks, Überstundenverweigerungen und über mehrere Tage andauernde Betriebsversammlungen eine Betriebsvereinbarung zum Rationalisierungsschutz gegen Entlassungen und später eine weitere zur Weiterqualifizierung der Setzer und Repro Fotografen in den Schlussredaktionen der Zeitschriften des Hauses<sup>15</sup>

Die Kämpfe der Setzer und die von uns organisierte Anwesenheit auf unseren Betriebsversammlungen führten zu einer gewissen Sensibilisierung der Redakteure und Angestellten.

---

15

[https://www.academia.edu/37448711/Die\\_langen\\_1970er\\_Jahre\\_der\\_Computerisierung\\_Die\\_Formalisierung\\_des\\_Produktionswissens\\_in\\_der\\_Druckindustrie\\_und\\_die\\_Reaktionen\\_von\\_Gewerkschaften\\_Betriebsr%C3%A4ten\\_und\\_Arbeitern](https://www.academia.edu/37448711/Die_langen_1970er_Jahre_der_Computerisierung_Die_Formalisierung_des_Produktionswissens_in_der_Druckindustrie_und_die_Reaktionen_von_Gewerkschaften_Betriebsr%C3%A4ten_und_Arbeitern)

Über meine Vertrauensleutearbeit hatte ich mich nach einigen Jahren als Kandidat zur Betriebsratswahl aufstellen lassen. Ich stieg zunächst als Ersatzmitglied in die Betriebsratsarbeit ein bis ich nach zwei Wahlperioden ordentliches Mitglied und schließlich stellvertretender Vorsitzender bis zum Ende meiner Berufstätigkeit wurde.

Mit dem Erscheinen der „Hitler Tagebücher“ 1983 und dem damit verbundenen Skandal um die Fälschung gab es über mehrere Monate erhebliche Unruhe im Verlag. Unsere Betriebsgruppe organisierte Flugblätter und Solidaritätserklärungen für die stark verunsicherte Redaktion. Auch ein von mir getextetes Lied kam bei der am Eingang permanent auf Neuigkeiten lauernernden Presse gut an. Es hatte den Titel: „Ein Loch ist im Eimer oh Henry, die Millionen sind futsch“ (Gemeint war der GuJ Vorstand und Henry Nannen)<sup>16</sup>

1996 startete die Kohl Regierung einen Angriff auf die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall. Dieser Angriff rüttelte nicht nur am Selbstverständnis der Gewerkschaften, sondern verursachte auch bei Gruner und Jahr Unruhe. Kaum eine soziale Wohltat war mühseliger erkämpft worden als die Garantie, dass jeder krankgeschriebene Beschäftigte innerhalb der ersten sechs Wochen vom Arbeitgeber den vollen Lohn erhält. Die IG Metall stand dafür im Jahr 1957 16 Wochen lang im längsten Arbeitskampf ihrer Geschichte.

Mir war es wichtig, dieses Thema aufzugreifen, weil ich über Gespräche in vielen Abteilungen wusste, wie sehr dieses Thema den Leuten unter den Nägeln brannte. Wir hatten deshalb vom Betriebsrat zu einer Betriebsversammlung eingeladen, um die Folgen dieses Angriffs auf verbrieft Arbeiter- und Angestelltenrechte aufzuzeigen. Die Empörung und Wut der Belegschaft war so groß, dass wir nach kurzer Zeit die Versammlung beendeten und im Anschluss fast alle zu einer Demonstration während der Arbeitszeit bewegen konnten. Die Geschäftsleitung von Gruner und Jahr erklärte sich daraufhin bereit, an der vollen Lohnfortzahlung festzuhalten. In Tarifverhandlungen konnten die Gewerkschaften schließlich für rund neun Millionen Beschäftigte die volle Lohnfortzahlung sichern. Allerdings war dieses Aufbäumen der Belegschaft nicht mehr als ein Strohfeuer.

Mit Einführung der Digitalisierung und der Durchforstung nahezu aller Bereiche des Verlages durch Unternehmensberatungen, gab es ab Ende der 90er Jahre ein Sparprogramm nach dem anderen. Dabei mussten wir zur Kenntnis nehmen, wie das in den Boom-Jahren unangefochten geltende Normalarbeitsverhältnis (Festanstellung zu Tarifbedingungen mit einer 35 /36 Stunden Woche) angesichts der überall um sich greifenden neoliberalen Ideologie auch bei Gruner und Jahr erodierte. Feste Anstellungsverhältnisse wurden zunehmend durch sog. „Freie“ ersetzt. Neueinstellungen erfolgten zunehmend über Befristungen (= 2 Jahre Probezeit). Viele Stellen wurden durch Praktikanten besetzt, ehemalige gewerbliche Bereiche (Kantine, Pförtner etc.) durch kostengünstige Dienstleistungsfirmen ersetzt. Einzelne Abteilungen wurden sogar komplett outgesourct. Das führte zu einer Aufspaltung und zur Konkurrenz unter den Belegschaften, und machte für uns die Durchsetzung gemeinsamer Interessen bei einem inzwischen auf weniger als 10% gesunkenen gewerkschaftlichen Organisationsgrad immer schwieriger. Die allgemeine Mentalität der Angestellten im Mutterverlag drückte sich darin aus, dass sie sich wegduckten und davon ausgingen, einen gesicherten Arbeitsplatz zu haben.

---

<sup>16</sup> <https://magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/14019811>

In kurzen Abständen folgte dann eine Entlassungswelle der anderen. Die Geschäftsleitung ging dabei immer sehr geschickt vor. Sie vermied Massenentlassungen, um mit den Zahlen immer unterhalb der Grenze zur Sozialplanpflicht zu bleiben.

Zusammen mit einigen Kollegen im Betriebsrat versuchte ich, mit unseren Mitteln dieses Vorgehen zumindest in der Öffentlichkeit durch Flugblätter und Aktionen zu skandalisieren. Wiederholt organisierten wir „kreative Mittagspausen“ zu denen jedoch meist nur 10% der Belegschaft erschienen. Durch gezielte Einladung einzelner Medien und Branchendienste gelang es uns immerhin, etwas Druck für unsere Abfindungsverhandlungen zu erzeugen. Unsere Forderung, alle von Entlassung bedrohten KollegInnen durch bezahlte Umschulung und Weiterqualifizierung im Verlag zu halten, konnten wir jedoch mangels fehlender Druckmittel nicht umsetzen.

Im Laufe der Jahre hatte ich meine Rolle als Interessenvertreter im Betrieb gefunden. Ich war während meiner Zeit im Verlag immer bemüht, soviel wie möglich im Gespräch und im Kontakt mit den KollegInnen zu sein. Alle wichtigen Informationen, die ich über meine Betriebsratsarbeit bekam, habe ich an die Belegschaft vermittelt. Transparenz meiner Arbeit und Einbeziehung der KollegInnen bildeten dabei wichtige Leitlinien. Das in vielen Betrieben praktizierte sozialpartnerschaftliche Ko-management zwischen Betriebsrat und Geschäftsleitung habe ich aufgrund meiner politischen Haltung abgelehnt.

Nach 36 Jahren Marsch durch die Institution Gruner und Jahr Verlag endete am 30.11.2012 mein Arbeitsvertrag mit dem Eintritt in die gesetzliche Rente.

### **Ausblick: Was ist geblieben, was nicht**

Die Hochschulreform mit Drittelparität in den Gremien wurde längst auf gerichtlichem Wege rückgängig gemacht. Die Hochschulen sind inzwischen nach unternehmerischen Prinzipien organisiert, die Selbstverwaltung existiert nicht mehr und zunehmend gewinnen private Interessen Einfluss.<sup>17</sup>

Unser Ansatz zur „kritischen Universität“, in der wir selbstbestimmt unsere Themen und Inhalte gegen die überkommene Lehre der Ordinarienuniversität erarbeiteten, wurde mit dem Roll back des Bologna Prozesses durch das Bachelorsystem mit Credit Points, verschulten Inhalten, Prüfungsdruck und Anwesenheitskontrollen ersetzt.

Meine Ziele und Träume eines umfassenden gesellschaftlichen Emanzipations- und Demokratisierungsprozesses haben auf dem langen Marsch durch die Institutionen Federn gelassen. Meine Ideen von Selbstverwirklichung und Selbstbestimmung fand ich pervertiert in der neoliberalen Flexibilisierungsideologie vor, die zu Ich AG's aufrief. Der von uns damals angestrebte radikale Systemwechsel blieb bis heute aus.

Heute zeigt sich mit der globalen Klimabewegung der „Fridays-for-Future“ Generation wieder ein kleiner Silberstreif am Horizont. Wie notwendig gerade heute wieder politisches Engagement gefordert ist, zeigen die Studien zur menschengemachten Erwärmung des Globus, zum ungebremsten Ressourcenverbrauch, zur wachsenden

---

<sup>17</sup>Wolfgang Lieb, Funktionale Privatisierung staatlicher Aufgaben – am Beispiel öffentlicher Hochschulen  
<https://www.nachdenkseiten.de/wp-print.php?p=27623>

Anzahl von Kriegen und zu den ökologischen und ökonomischen Folgen eines am Wachstum und Profit orientierten Wirtschaftens.

Ich bin dankbar, dass ich in der Phase der Jahre 1967/68 die Möglichkeit hatte, mich selbst und mein politisches Handeln in so vielen gesellschaftlichen Feldern auszuprobieren und dies in meinem weiteren politischen Leben fruchtbar werden zu lassen. Diese Erfahrung möchte ich nicht missen.

---